

Der Sonntag

Unterhaltungs-Beilage der Saar-Zeitung

Das böhmische Wundertheater

Von Walter Perich

Krumper nahm wenige Monate vor Kriegsausbruch einen Posten auf einem großen Schiff an, das sich am Tage der Weltkatastrophe in Southampton befand. Von dort jedoch, wo die deutschen Seeleute in ein Lager überführt wurden, blieb jede Kunde aus. — — —

Bald konnte Frau Krumper, die ein Lungensieber befallen hatte, nicht mehr aufstehen. Elisabeth, fünf Jahre alt, von einer blonden, fast durchgeglühten Kinderschönheit, holte Milch und Brot, solange das Geld noch reichte. An einem Morgen konnte die Mutter ihr noch einmal übers Haar streichen und schielte dann wieder ein, ohne die Augen geöffnet zu haben. Elisabeth ging leise umher, einen Tag und noch einen, dann packte sie Furcht! Sie öffnete die Wohnungstür, setzte sich auf die Treppe und weinte. Nachbarn kamen, es gabärm, man holte einen Wagen und Männer trugen die Mutter hinaus. Elisabeth rannte hinunter auf die Straße — da fuhr der Wagen schon und nun blieb sie allein und ganz verloren. — — —

In einem Hinterhof sah sie einen seltsamen Wagen. Auf dessen Treppe sah ein schwarzhaariges Kind. Das kam auf sie zu, trocknete mit dem Kleidzipfel ihre Tränen und sagte etwas in einer fremden Sprache. Sie spielten, bis Elisabeth wieder traurig wurde. Das schwarze Kind, Jurgi hieß es, ging in den Wagen, holte ein Stück Brot und einen Becher Milch und war von nun an ihre Freundin.

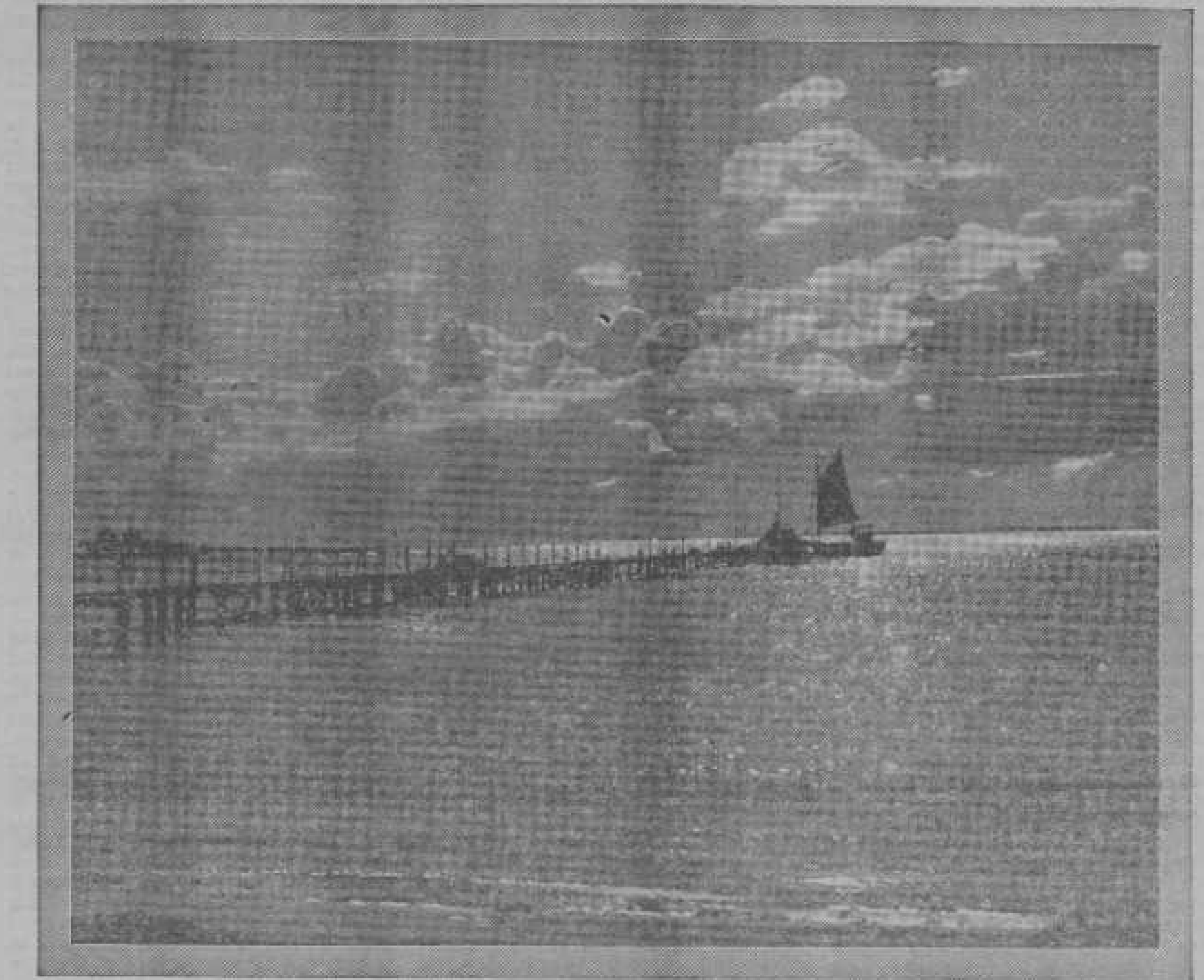
Der Mann im Schlapphut lachte, als er sie beisammen sah. Seine verwöhlt aussehende Frau nahm Elisabeth auf den Arm. Sie erfuhr später, ihre neuen Bekannten seien Zigeuner, doch was ahnt ein fünfjähriges Kind? Es schlief um Mitternacht auf einer Bank in weichen Federn. Der Wagen fuhr hinaus aus Berlin und über dunkle Straßen.

Der Mann spielte oft mit ihr auf Fäden gehen. Nach und nach lachte er feinere Ränke. Schließlich brachte er eine Stollage mit Drahtseil, baute sie hinter einem Schuppen auf und ging täglich mit dem Kind, das nun bald sieben Jahre wurde, hinaus, um Seiltänze zu spielen, wie er sagte. Sie trafen in einem Flecken ein, wo Jahrmarkt war. Am Abend redete der Zigeuner lange mit Elisabeth und seine Frau sah sie mit ihren großen Augen wie eine gefährliche Göttin an.

„Hier ...“ seine braunen Hände breiteten ein Silberglänzendes Kleid aus, „das ist für unsere kleine Brinzessin. Sie wird morgen über das Seil gehen, so wunderbar angelan. Alle Leute werden jubeln und Geld schenken. Am Abend darf sie im Karussell fahren und so viel Honigtaschen essen, wie sie mag!“

In Opreußen gelang es dem Mann endlich, einen Gewerbeschein zu bekommen, und nun ging es von Jahrmarkt zu Jahrmarkt, und bald darauf mit zwei Wagen. Im zweiten lag ein großes Zelt und ein Torcingang dazu mit der goldenen Aufschrift: „Böhmisches Wundertheater von Hellsio.“ An der Kasse sah die Frau. Neben ihr schrie der Schlapphütige das Wunder der seitlangenden Brinzessin, den Zauberer Hellsio und die Affenkönigin Jurgi aus. Menschen kamen, und alle bewunderten das blonde Kind, und manche vermischten nach der Vorstellung ihre Geldtasche. Aber weiß man denn, wo auf so einem Jahrmarkt im Gedränge etwas abhandeln kommt? Daß der Zigeuner langsam ein reicher Mann wurde, hatte doch damit nichts zu tun!

Es gab auch Streit im Wohnwagen. Jurgi, ein Jahr älter und um vieles robuster, trug die schönen neuen Kleider aus den Läden und war längst nicht mehr Elisabeths Freundin. Sie rauchten und schimpften miteinander. Waren die Kleider zerrissen, so erhielt Elisa die Fellen. Aus denen aber machte sie solche Wunder an Sauberkeit und Ordnung, daß die Frau



Leuchtendes Meer

Photo. Lührich M.

sich oft hinsetzte und sie auslachte. „Wirst nie eine rechte Zigeunerin, Blondel!“ Und Schläge gab es, als Elisabeth antwortete: „Mag nicht jeder ein wildes Schwein sein, Tante!“

Hellsio hatte eben ein neues, größeres Zelt gekauft, einen Reher und einen dummen August angenommen und war mit vier Wogen in die schöne Stadt Mainz eingefahren. Am Abend kamen genug Leute, auch das größere Wundertheater zu füllen. Es mochten wohl in den drei Vorstellungen tausend Menschen gewesen sein, und einer von ihnen erschraf bis ins Herz, wie er die vierzehnjährige Elisabeth über das Seil gehen und lächeln sah. Die große Frage seines Lebens stand wieder auf ... er eilte, davonzukommen. In einer Weinschenke betraut er sich, was sonst nicht zu seiner verschlossenen Art gehörte. Der Markt sollte zehn Tage dauern ... am zweiten Morgen fuhr dieser Mann nach Berlin, am fünften Tage war er zurück und hatte eine Tasche voll gestempelter Papiere. Sogleich ging er vom Bahnhof auf das Amt. Man hörte seine Geschichte ungläubig an, schüttelte den Kopf, prüfte hin und her, und dann waren die Dienstkunden um. Er sollte am folgenden Morgen wiederkommen, sagte man ihm. Er schielte nicht, ging wieder in das böhmische Wundertheater, bestärkte seine Gewißheit im Lächeln des Mädchens, fiel wie ein Irrer durch die Straßen und fand eine ganze Stunde in der Frühe vor dem Amt, bis es geöffnet wurde. Bald erreichte er mit einigen Beamten die kleine Wagenburg Hellsios.

Elisabeth blickte mit Staunen auf den Mann. Ein Gefühl, das sie nie gekannt hatte, überflutete sie. Woher kannte sie ihn? Mit ihm würde sie gehen, doch noch hatte er kein Wort an sie gerichtet. Er blickte an ihr vorbei, als schäme er sich, ihrem Blick zu begegnen. Erst in der nächsten Stunde des Rathauses hörte sie seine Erklärungen.

„Ich bin“, führte Krumper aus, „bei Kriegsausbruch in Southampton bei Nacht auf einen holländischen Dampfer gestiegen, der nach Westindien fuhr. In Batavia erst konnte ich das Schiff verlassen. Viele Male versuchte ich vergeblich, an Bord eines Dampfers zu gelangen, der mich in einen Hafen bringen würde, von dem aus ich Deutschland erreichen könnte. Man fand mich immer vor der Abfahrt, hatte mich ins Gefängnis, wie man es mit blinden Passagieren tut. Der Hunger trieb mich aus der Stadt. Auf einer Farm nahm man mich auf. Als ich fünf Jahre schlimmer als ein Reher geschuftet hatte, richtete mir der Farmer im Pandinnern eine Zweigfarm ein. Kurzlich ist er gestorben. Meine Briefe nach Berlin kamen als unbestellbar zurück. Vor einigen Monaten karte das Konsulat den Tod meiner Frau. Die Akten ergaben das Vorhandensein einer Tochter, von deren Verbleib niemand wußte. Ich hatte in Amsterdam Geschäfte zu erledigen und besuchte dann in Mainz einen Seelameraden. Im Jirkus sah ich das Mädchen, von dem ich weiß, daß es Elisabeth heißt und meine Tochter ist. Ich habe an meiner Frau viel gelündigt, sie lebt nicht mehr — meine Schuld kann ich nur bei der Jugend begleichen. In Batavia findet das Mädchen ein kleines Fürkentrum. Hier sind die Papiere. Sie wird erzogen werden, gedeihen und glücklich sein. Der Rest meines Lebens, die Bestürmer, die ich von meinem Gönner ererbt oder selbst erarbeitet habe, gehören ihr. Der Zigeuner, der sich meines Kindes sicher nicht in böser Absicht angenommen hat, scheint kein Verbrechen beabsichtigt zu haben. Er soll für die Mühe und Sorgfalt fünftausend Gulden haben ... lassen Sie ihn gehen, wenn er nur zugeht, was ich beweisen kann!“

Hellsio leugnete nicht. Fünftausend Gulden! Keine Strafe! Er nahm die Hand des Mannes, um sie zu küssen, aber er konnte seine Absicht nicht ausführen. Alle zurückgedrängte Järllichkeit brach aus Eli-

abeth hervor. Sie hing am Halte des fremden Mannes, der ihr Vater war, und küßte ihn und lachte, und dann streichelte sie den kleinen schwarzen Kerl mit dem Schlapphut.

„Du bist immer gut zu mir gewesen, Onkel, aber ich habe nie richtig zu euch gehört. Leb wohl — leb wohl!“

Vor dem Gebäude winkte Krumper einem Auto undstieg mit seiner wiedergefundenen Tochter ein, um zum zweitenmal für sie und sich ein neues Leben zu beginnen — es fuhr sehr schnell davon, eben, als Hellsio aus dem steinernen Portal auf die Straße trat. Tränen ließen dem Zigeuner über die braunen Wangen und fielen auf den Scheitel für die Bank gegenüber der Straße. Er konnte nur noch darauf achten, daß die Zahl 5000 und die Unterschrift nicht vermischt wurden.

Deutsche Dichterworte

Nur Reisen ist Leben, wie umgekehrt das Leben Reisen ist. Jean Paul

Was du auch tun magst, um reiner, reifer, freier zu werden, du tust es für dein Volk. Treitschke

Licht, vom Himmel flammt es nieder, Licht, empor zum Himmel flammt es; Licht, es ist der große Mittler Zwischen Gott und zwischen Menschen. Graf v. Plate

Alles ist aus dem Wasser entsprungen, Alles wird durch das Wasser erhalten. Goethe

Wenn ein Gedanke, der die Menschheit ehrt, den Sieg errang, so war's der Mühe wert. R. Uhlend

Ann-Christin *liebt nur einmal*

ROMAN
VON
SUSI TEUBNER

(V. Fortsetzung)

„Sie müssen einen Augenblick warten. Halten Sie sich aber ruhig.“ Bering verläßt das Zimmer. Der Polizeibeamte will sich wieder in seine Arbeit vertiefen. Einmal aber guckt er hoch, und sein Blick bleibt hängen. Es ist eigentlich gar nichts Auffälliges an der Frau, denkt er und wendet die Augen, um aber sofort wieder zu ihr hinzublicken. Warum bloß? Er weiß es nicht, wie es tatsächlich niemand weiß, der Ann-Christin sieht und dann immer wieder zu ihr hinsehen muß.

„Kommen Sie.“ Detektiv Bering stellt seinen Kopf durch eine der hinteren Türen. Ann-Christin erhebt sich und folgt, geht durch mehrere Zimmer, durch einen schmalen Korridor und steht schließlich in einem kleinen Raum, wo sich ein weiterer Polizeibeamter erhebt und ihr entgegenkommt. Scheinbar hat er die Frau kaum angeguckt. Einmal fuhr sein Blick über ihre ganze Erscheinung, dann verbeugt er sich knapp, weist mit seiner Hand auf einen der beiden tiefen Lederessel und sagt zu dem Detektiv: „Wohleinst sind Sie so liebenswürdig und lassen uns für einige Minuten allein. Ich werde Sie gleich bitten, wieder hereinzukommen. Sicher hat mir die gnädige Frau erst etwas allein zu sagen.“

Wäre Ann-Christin in diesem Augenblick in einem Theater gewesen, so hätte sie bestimmt gedacht, solche Szene auf einer Polizeiwache kann sich auch nur ein Dichter ausmalen. Ann-Christin aber war ja selbst Figur in diesem Theaterstück des Lebens, und so kam ihr alles ganz selbstverständlich vor. Sie war gar nicht einmal so sehr erleichtert, wie man annehmen sollte, daß kein drümmiger Beamter dazwischen, der sie streng und rücksichtslos ausfragt.

Es gibt eben Momente im Leben, wo man weder angenehm noch unangenehm enttäuscht sein kann, wo man unläßig ist, die äußeren Eindrücke überhaupt irgendwie innerlich abzuwägen — weder zum Guten noch zum Schlechten hin, wo man alles als gegeben hinnimmt. Und man gibt sich selbst auch, wie man ist.

Das tat Frau Ann-Christin, und es war das Klügste, was sie im letzten halben Jahr, seit die unglückselige Rettungsgeschichte begonnen, getan hatte. Unbewußt rettete sie vieles damit, was sie sich selbst in Ungewißheit und Verwirrung, gar nicht etwa mit bösen Absichten, eingebrockt hatte. Vollkommen unbeschädigt sollte sie aber doch nicht mehr aus der Gesellschaft herauskommen, nachdem sie die Gelegenheit — ein ganzes halbes Jahr: die Zeit in der Harry Kartheisus krank aus Berlin ver schwunden war — verpaßt hatte, das Strauß des Schicksals herumzureißen und die verführerische Perlenkette fortzuwerfen oder abzugeben.

Zwei Tage früher, auch zwei Stunden früher hätte sie noch auf dieser selben Polizeiwache stehen können und sagen: „Ich habe diese Kette in der Eisenbahn, in der Untergrundbahn, ja auf der Straße im Rinnelein gefunden und möchte sie gleich bei Ihnen abliefern. Alles hätte sie sagen können, wenn sie von sich aus hingegangen wäre. Das hatte Ann-Christin veräumt. Nun stand sie hier, war beschuldigt, gestohlen zu haben, und mußte ausfragen — „Möchten Sie rauchen?“

„Danke, nein“, lehnte sie ab, und ihre Augen suchten im Zimmer umher. Sie hätte nicht sagen können wonach.

In voller Ruhe ließ er eine kurze Spanne Zeit vergehen, zündete sich selbst eine Zigarette an und fragte dann mit derselben höflich interessierten Stimme, mit der er sich im Ballsaal nach ihrer Ansicht über die modernen Tänze erkundigt hätte:

„Bitte, sagen Sie mir nun doch mal alles, was Sie von der ganzen Angelegenheit wissen.“

Er erwähnte nicht von sich aus die Perlen und auch nicht den Menschen, der sie beschuldigt hatte, wo und wie er sie beschuldigt hatte. Er erwähnte auch nicht, daß dieser Mensch jetzt merkwürdigerweise verschwunden war. Nichts, was ihm schon mitgeteilt worden war, erwähnte er. Er forderte sie nur freundlich zu einem allgemeinen Bericht auf.

„Nun“, klang es noch einmal auffordernd an ihr Ohr. Ganz von fern allerdings. Aber die Frau hat es jetzt doch vernommen, denn sie läßt mit den Händen nach ihrem Hals. Es dauert eine Sekunde. Es hat sich wohl etwas in ihrem Haar vernebelt, dann hält sie die Perlenkette in ihrer Hand und reißt sie herausnehmend dem Polizeibeamten hin. Der ist so erstaunt von dieser plötzlichen Aktivität, daß er nicht einmal angreift.

„Nehmen Sie sie, nehmen Sie sie doch!“ Verzweifelt klingt dieser Ausruf Ann-Christins. Dann atmet sie tief aus, als wolle sie all das Höfliche seit dem letzten halben Jahr von sich stoßen.

Der Polizeibeamte nimmt die Perlen, er läßt sie von einer Hand in die andere gleiten. „Eine schöne Kette ist das“, entfährt es ihm beinahe ungewollt.

„Sehen Sie“, antwortet Ann-Christin darauf, „das hab ich auch gefunden, und darum habe ich mich auch nicht von ihr trennen können.“

Ihr Gegenüber guckt sie schnell und groß an. Das hat die Frau eben so eilig herausgesprudelt, wie es kaum ihrer Natur entsprechen kann. Eine Sekunde später beginnt sie ruhig und leicht zu sprechen mit ihrer warmen, etwas heiseren Stimme:

„Ich weiß nicht, wie ich Ihnen das erklären soll. Sie werden es mir kaum glauben, geschweige denn mich verstehen.“



„Nehmen Sie sie, nehmen Sie die Perlen doch!“

Tatsache ist: die Kette gehört mir wirklich nicht, ich habe sie gefunden.“

Der Mann ihr gegenüber zieht leicht seine Augenbrauen hoch und sagt gar nichts. Er wartet ab. Damit hat er immer noch Erfolg gehabt. Das Telefon schnurrt. Er geht an den Schreibtisch und stellt es ab. Er drückt noch einen anderen Knopf, der draußen an der Tür rotes Licht aufdrehen läßt zum Zeichen, daß er nicht gestört werden will. Dann kommt er langsam zum Sessel zurück, zieht die Füßelchen etwas hoch, während er sich setzt. Auf seine Handbewegung, die gleichbedeutend einem „Bitte sehr“ ist und auch von ihr so aufgefaßt wird, fährt Frau Ann-Christin fort:

„Im Frühjahr war es, ich kann Ihnen allerdings nicht mehr sagen, an welchem Tage, ich weiß nur, daß es Frühjahr war, da fand ich diese Kette in meiner Completstasche. Wie sie da hinein gekommen ist, kann ich beim besten Willen nicht sagen.“

„Waren Sie allein, und wo und wann war es? Ich möchte wirklich alles ganz genau wissen. Es kann für Sie nur zum Besten sein.“

Da fing die Frau an zu erzählen, wie sie allein im Café gesessen, wie sie dann, vielleicht um halb sieben Uhr, nach Hause gegangen, wie sie kurz vor dem Zoo von einem Herrn eingeholt und angesprochen worden war. „Den Namen möchte ich nicht nennen“, sagte sie und dachte: merkwürdig, jetzt erst fällt mir Robert Walter wieder ein, als sei er gar nicht der Mensch, mit dem ich im letzten halben Jahr am meisten zusammengelassen bin. Aber ich kann doch seinen Namen nicht nennen, ich kann doch einem Polizeibeamten nicht erzählen, daß ein Kollege von ihm Frauen auf der Straße anspricht. Es ist schon schlimm genug, daß ich mich ansprechen lasse. Aber ich will mich jetzt gar nicht mehr hängen, ich bin ja so froh, daß ich endlich einmal alles vom Herzen herunterreden kann. Das heißt — eigentlich hat es mir gar nicht das Herz schwer gemacht. Bis heute still. Das ist so das Merkwürdige daran.

„Ja, das ist so merkwürdig — nachdem der erste Schreck, das erste Verwundern, der erste Tag, die erste Nacht vorbei waren, nachdem ich beim Zuseher war, nachdem ich das erstmal zu einem Abendkleid die Kette umgelegt hatte, war mir gar nicht mehr, als trägt ich fremdes Gut. Es ist dabei nichts zu erklären und nichts zu entschuldigen — ich hatte solche Freunde an dem Schmutz, ich weiß wirklich nicht...“ Sie guckt auf die Franzen der grünen Tischdecke, sie guckt auf den Mann, sie guckt auf ihre Hände, deren Finger miteinander spielen.

Etwa eine Viertelstunde hat sie unentwegt, langsam und leise gesprochen. Nicht viel Positives hat sie sagen können, aber sie hat alles der Reihe nach erzählt, und schließlich die Kette gesucht über ihre eigenen Gedankengänge:

„Ich bin kein ausgeklügeltes Buch, ich bin ein Mensch mit seinem Widerspruch“, zitiert sie.

Und jetzt fängt der Polizeibeamte an. Er hat absichtlich nicht unterbrochen, jetzt fragt er: „Sie sind nie auf die Idee gekommen, daß der Mann, der Sie angesprochen hat und dessen Namen Sie nicht nennen wollen, daß der Ihnen die Kette in Ihre Tasche gleiten ließ?“

„O doch, ja natürlich, ich hatte diesen häßlichen Verdacht sehr wohl. Aber ich habe mich dann überzeugt, ich bin jetzt mit dem jungen Menschen gut befreundet“, sie sagt das so ruhig und selbstverständlich, mit einem so klaren offenen Blick, wie es eine Frau nur mit ganz reinem Gewissen tun kann, und der Polizeibeamte ist bereit, ihr zu glauben,

„daß dieser Junge nicht dafür in Frage kommt. Aber halt — eben fällt mir etwas ein, das mir tatsächlich vollkommen aus dem Gedächtnis verschwunden war. Das machte mir ja noch so Spaß an dem unglückseligen Tag — ich muß gerade sehr vorteilhaft ausgehen haben — in dem Café sprach mich vorher noch ein Kavaller an. Von dem weiß ich aber wirklich nicht mehr, wie er aus-“

„Ich stand dann auch bald auf, um wegzugehen, als er sich einfach zu mir setzte. Ja, das wäre auch noch von dem Tag zu berichten, aber sonst —“ Ann-Christin zog ein kleines Taschentuch aus ihrer Tasche, ein paar Zettel flogen mit heraus, Rechnungen, Visitenkarten, ein Postabschnitt und auch ein Zeitungsanschnitt. Sie war schneller als der Mann, hob es auf. — „Richtig“, rief sie dann aus, „das habe ich ja auch noch vergessen, Ihnen zu erzählen, ich scheine wirklich nicht mehr recht beieinander zu sein. Also, ich war gerade heute früh ganz aufgeregt wegen dieser schrecklichen Verleumdung. Da finde ich doch heute in meiner Morgenzeitung diese Anzeige.“

Sie reißt sie ihm hinüber und er liest: „Perlenkette seit einem halben Jahr vermißt. Wappen im Schloß: zwei durchkreuzte Sabeln. Nähere Angaben darüber bitte per Telefon Wilmersdorf 8207 zu geben.“

Der Mann liest langsam und bedächtig, nicht mit dem Kopf, betrachtet noch einmal die Kette und sagt dann, überhaupt nicht auf das letzte bezugnehmend: „Aber, sagen Sie noch einmal, liebe gnädige Frau, sind Sie denn überhaupt nie auf den Gedanken gekommen, daß Sie sich der Fundunter-schlagung schuldig machen?“

Ann-Christin schüttelt heftig und dann langsamer den Kopf. „Nein, nein, ich habe mich doch noch nie um das Gesetzbuch oder ähnliches gekümmert — außer bei meiner Scheidung. Und da habe ich auch nicht viel damit zu tun gehabt.“ Ihr Blick wird auf einmal ängstlich: „Was heißt denn überhaupt Fundunter-schlagung? Ist denn das richtig strafbar?“ Und auch ihre Stimme wird ängstlich, klein wie das Piepen eines gedehnten Sägezähns: „Was geschieht denn nun? Was — was wird nun mit mir?“

Das Gesicht des Polizeibeamten war sehr freundlich und sehr ruhig, gar nicht etwa überlegen oder ironisch klang seine Stimme: „Ich würde in Ihrer Stelle jetzt nicht anfangen, mich aufzuregen. Ich muß Sie nun bitten, Ihre Angaben noch einmal genauestens mit Namen, Adresse usw. zu machen, dann können Sie nach Hause gehen“, seine großen grauen Augen blickten sie durch die Beile nachdenklich an, „allerdings kann ich selbstverständlich nicht hindern, daß alles seinen richtigen Verlauf nimmt...“

„Und das bedeutet!“
„Daß Sie eine gerichtliche Aufforderung erhalten werden, sich wegen Fundunter-schlagung zu verantworten.“

Wie schwere eiskalte Tropfen drangen diese Worte in ihr Gehirn. Sie erhob sich langsam.

„Nein, bitte, bleiben Sie sitzen, ich rufe jemand, der das Protokoll aufnehmen kann.“ Er ging zum Schreibtisch und drückte einen Knopf, wollte zu seinem Sessel zurückkehren, hielt plötzlich an im Schritt und wandte sich zur Tür. „Ich will noch ein paar andere Anweisungen geben.“

In der Tür prallte er mit einer Frau zusammen. „Ach, Fräulein Harbi, kommen Sie, sehen Sie sich, ich komme auch gleich. Wir müssen ein paar Angaben der Dame schriftlich festhalten.“

Sein Schritt verhaarte auf dem Gang. Ann-Christin sank in sich zusammen. Sie geriet wieder in den apathischen Zustand der letzten Stunde, bevor dieser Polizeiober-leutnant so menschlich mit ihr verhandelt hatte. Auch als er zurückkam, nachdem er nämlich die Befragung gegeben hatte, daß man sich sofort nach der Telefonnummer Wilmersdorf 8207 erkundigt, blieb Ann-Christin im Innern abwesend — nur ausgefüllt, ganz ausgefüllt von dem Namen „Ernesto“. Sie antwortete fortsetzt auf alle Fragen nach Alter, Namen, Wohnung, Beruf. Sie machte ihre Angaben so gut sie konnte, nach bestem Wissen und Gewissen: „Wie der Herr im Café ausah? Ich habe absolut keine Erinnerung. Anzug? Hut? Mantel? — Mantel hatte er, glaube ich, keinen. Ganz in Grau war er wohl gekleidet. Mir ist jedenfalls nur Grau in Erinnerung.“ Der Polizeibeamte fragte endlich weiter, seine Stimme war kein bißchen interessierter als vorher, als er jetzt weiterredete: „Und der Name des Herrn, der Sie später ansprach, seine Adresse, sein Beruf?“

„Polizeileutnant Robert Walter —“ dann hielt sie inne. Herrgott, ich wolle den Namen doch gar nicht sagen, fiel ihr ein. Wie kam das eben bloß, daß ich so ohne weiteres antwortete? Es blieb ihr aber keine Zeit zur Ueberlegung.

Mit unbeweglichem Gesicht fragte der Polizeibeamte weiter, und sie antwortete weiter. Dann schrieb sie ihren Namen unter das Protokoll, und auf einmal spürte sie einen frischen Luftzug. Da stand sie schon auf der Straße. Es war dunkel geworden. Die Frau guckte sich um. Es war direkt, als ob sie nötig hätte, sich zu orientieren. Ich nehme eine Tasse, dachte sie dann. Sie sah in ihrer Handtasche nach. War noch genug Geld für die lange Heim-fahrt vorhanden? Sie fand am Minn-stein und wartete auf ein Auto. Viele fuhren vorbei, Privatwagen, auch Taxen, aber sie waren zumest befeht. Kam eine leere angefahren und hatte es Ann-Christin begriffen, daß sie leer war, und winkte sie dann, so war der Wagen auch schon wieder vorbei. So fand die Frau vielleicht eine halbe Stunde.

Herbstnebel drückten sich zwischen den Häuserwänden auf die Straßen hinunter. Der Boden wurde feucht. Die Lichter der Geschäfte, der Laternen begannen sich widerspiegeln.

Ann-Christin nahm ihren Hut vom Kopf und schüttelte das schwarze Haar nach hinten. Sie ging ein paar Schritte, fand einen Taxenstand, den sie merkwürdigerweise vorher gar nicht gesehen hatte, ging auf den ersten Wagen zu, nannte ihre Adresse und stieg ein.

Fahren, ach immerzu fahren möchte ich jetzt! Zu Ernesto!

„Ernesto!“ rief sie plötzlich laut auf.

Der Taxenaukäufer drehte sich um: „Wollten Sie eben etwas?“

„Nein, nein“, winkte sie ab.

„Ernesto!“ ... hat Ernst von Deden diesen Ruf vernommen? Ist er über Länder und Meere zu ihm gedrungen? Ist er über 10 000 Meilen zu ihm gereist?

Jedenfalls lächelte Ernst von Deden vielmehr einen lachenden Schmerz irgendwo da in der Herzgegend. Ja, die Sonne schien sich ihm zu verdunkeln. Ein Heimweh packte ihn, daß er hätte heulen mögen. Wenn er später gefragt wurde, so nannte er diesen Augenblick sein aufregendstes Kellerlebnis. Diesen inneren Befehl, der ihm irgendwie kam: nach Hause zu fahren, heim!

„Heimfahrten wollen wir“, sagte er zwei Stunden später zu Lore Buchhöfer, als er sie nach einem regnerischen Telefonanruf in seiner Hotelhalle traf. Er war so erfüllt von dem Gedanken, daß er nicht einmal bemerkte, daß das Mädchen wieder doppelt so blaß ausah als das letztemal. Er war nur ganz glücklich und erleichtert, als sie antwortete: „Ja, das wollen wir.“

(Fortsetzung folgt)